

# Wie viel Rassismus verträgt die Republik?

---

Gastautorin

2014-03-04T08:34:28

von [THOMAS GROH](#)



In

Frankreich ist kürzlich eine heftige Debatte über die Reichweite der Meinungsfreiheit entbrannt. Ausgelöst wurde sie durch eine [Entscheidung](#) des höchsten französischen Verwaltungsgerichts, des Conseil d'État, das dem rassistischen „Komiker“ Dieudonné M'Bala M'Bala die Aufführung seines aktuellen Programms untersagte. Rechtlich gesehen ist die Begründung des Verbots in der Tat nicht überzeugend. Die eigentliche Problematik derartiger Verbote liegt allerdings jenseits des Schleiers juristischer Argumentation.

## Teufelszeug

Dieudonné, der Vorname M'Bala M'Balas, heißt übersetzt „Gottgegebener“. Auf die Bühne bringt M'Bala M'Bala aber eher Teufelszeug. So ließ er bei einem seiner Auftritte dem Holocaust-Leugner Robert Faurisson durch eine als deportierten Juden verkleidete Person den [„Preis der Ächtung“](#) verleihen. Das populäre Lied „Chaud Cacao“ (Heiße Schokolade) dichtete er um – nach eigener Aussage in „Chauds Ananas“ (Heiße Ananas), nach allgemeiner Einschätzung aber in [„Shoah nanas“](#) („Shoah-Ananas“). Die Erinnerung an den Holocaust ist für ihn eine [„Pornographie des Gedenkens“](#). Und in seinem nun verbotenen Programm „Le Mur“ sagte er über den Rundfunkmoderator Patrick Cohen: „Wenn ich den reden höre [...], sage ich mir, [die Gaskammern... schade!](#)“ Insgesamt wurde M'Bala M'Bala neunmal wegen antisemitischer, rassistischer oder beleidigender Äußerungen [verurteilt](#), davon siebenmal rechtskräftig; wegen ähnlicher Delikte sind weitere Strafverfahren gegen ihn anhängig.

Der französische Innenminister Manuel Valls, nach Einschätzung von M'Bala M'Bala ein [„Mussolini mit halber Trisomie“](#), wollte dem nicht länger tatenlos zusehen. Unmittelbar vor dem Start einer Frankreich-Tournee von „Le Mur“ legte er allen Präfekten in einem [Rundschreiben](#) unmissverständlich ein Verbot der Auftritte

M'Bala M'Balas nahe. Der Präfekt des Départements Loire-Atlantique untersagte umgehend den für den 9. Januar 2014 geplanten Tournee-Auftakt in Nantes, zu dem mehrere Tausend (!) Zuschauer erwartet wurden. Am Nachmittag des 9. Januar setzte das Verwaltungsgericht Nantes auf Antrag M'Bala M'Balas die Vollziehung des Verbots zwar durch [Beschluss](#) aus, doch hob der Conseil d'État diesen Beschluss am frühen Abend auf Antrag des Innenministers wieder auf.

## Neuer Wein in alten Schläuchen

Der Conseil d'État bescheinigte dem Präfekten, sein Verbot zulässigerweise auf Gefahren für die öffentliche Ordnung gestützt zu haben. Diese hatte der Präfekt zum einen in möglichen Ausschreitungen im Umfeld des Auftritts gesehen, zum anderen darin, dass der Inhalt von „Le Mur“ die Menschenwürde missachte; zudem wies er auf die bisherigen strafrechtlichen Verurteilungen M'Bala M'Balas hin. Mit seiner Entscheidung liegt der Conseil d'État scheinbar auf der Linie seiner bisherigen Rechtsprechung: Schon 1933 hatte er [entschieden](#), dass eine Veranstaltung aus Gründen der öffentlichen Ordnung, z. B. wegen drohender Ausschreitungen, verboten werden könne, und 1995 hatte er im Hinblick auf das sog. Zwergenwerfen [anerkannt](#), dass die Achtung der Menschenwürde Bestandteil der öffentlichen Ordnung sei.

In der Sache weicht die Entscheidung allerdings erheblich von der bisherigen Rechtsprechung ab, die die Meinungsfreiheit für quasi unantastbar hielt. Die – teils sehr harsche – Kritik ließ denn auch nicht lange auf sich warten (besonders pointiert etwa [Serge Sur](#), deutlich kritisch beispielsweise auch der ehemalige sozialistische Kulturminister [Jack Lang](#) und die Anwältin der [Ligue des Droits de l'Homme](#), zustimmend dagegen etwa [Denys de Béchillon](#)). Bisher war ein Veranstaltungsverbot aus Gründen der öffentlichen Ordnung nämlich ausdrücklich die absolute *ultima ratio*. Im Fall M'Bala M'Bala war aber schon zweifelhaft, ob überhaupt Ausschreitungen bevorstanden („Le Mur“ lief zuvor monatelang in Paris, ohne dass es zu nennenswerten Protesten gekommen wäre). Zudem war nicht nachgewiesen, dass potentielle Demonstrationen nicht durch Polizeikräfte hätten kontrolliert werden können. Und hinsichtlich des Inhalts des Programms wäre eine Auflage, bestimmte Äußerungen zu unterlassen, ein milderer Mittel gewesen.

Selbst eine solche Auflage wäre aber noch dem Hauptpunkt der Kritik ausgesetzt: den negativen Folgen des Auftrittsverbots für die Meinungsfreiheit. In der Tat stehen für die meisten Kritiker die Grundfesten des französischen Grundrechtssystems auf dem Spiel. Denn die präventive Unterbindung einer Meinungsäußerung trägt Züge einer Zensur, und wenn sie mit dem vermutlich strafrechtlichen Charakter der Äußerung begründet wird, stellt sie zudem die Unschuldsvermutung in Frage. Auch indem er eine Meinungsäußerung wegen ihres Inhalts verbietet, weicht der Conseil d'État von seiner bisherigen Rechtsprechung ab: Nicht nur blieb die Berufung auf die Menschenwürde als Bestandteil der öffentlichen Ordnung nach der Entscheidung von 1995 ein eher exotischer Ausnahmefall, sondern der Conseil d'État zog sie bisher auch nur heran, um das Verbot von Handlungen, nicht aber das von Meinungsäußerungen zu rechtfertigen.

## How to do things with words

Was wäre geschehen, wenn der Conseil d'État seiner bisherigen Rechtsprechung treu geblieben und den Auftritt M'Bala M'Balas nicht verboten hätte? Dann hätte dieser seine verbalen Entgleisungen ungehindert von der Bühne herab predigen können. Ich kann daher den moralischen Impuls für ein Verbot sehr gut verstehen. Denn solche rassistischen Äußerungen nähren die Stereotype über „die Schwarzen“, „die Juden“ oder „die wer-auch-immer“. Sie verfestigen die soziale Konstruktion des „wir hier – die anderen dort“, die den Nährboden für Diskriminierung und Abwertung bildet. Wenn ich mich in die Betroffenen hineinversetze, spüre ich die Empörung darüber, dass sie auch heute noch verletzenden Äußerungen ausgesetzt sind – in einer freiheitlichen Gesellschaft, die Toleranz als einen ihrer Grundwerte propagiert. Die Wirkung solcher Äußerungen darf nicht unterschätzt werden: Worte sind Waffen, und wohin sie in letzter Konsequenz führen können, zeigen die Sendungen der berühmten Radiostation Mille Collines, der medialen Wegbereiterin des Völkermords in Ruanda.

Aber gerade weil Worte so starke Waffen sind, sehe ich keinen Grund, an ihrer Wirkung im Einsatz gegen den Rassismus zu zweifeln. Überzeugende Argumente gegen den Rassismus gibt es genug. Und da ich nicht mit ähnlichen Vorurteilen operieren will wie diejenigen, die rassistische Überzeugungen haben, kann ich „den Rassisten“ auch nicht unterstellen, sie seien gegen sachliche Argumente immun (ganz abgesehen davon, dass dann Aussteigerprogramme für Rechtsextremisten keinen Sinn mehr hätten). Was Worte im besten Fall gegen den Rassenhass ausrichten können, bewies [Paul Rusesabagina](#), der während des Völkermords in Ruanda in einem Hotel über 1.250 Menschen das Leben rettete, indem er mit den Schlächtern einfach redete und redete (und ihnen, das sei nicht verschwiegen, nebenbei Alkohol servierte). Zugegeben, das ist ein sehr außergewöhnliches (und auch [nicht unumstrittenes](#)) Beispiel, das allein kein Grund ist, die Auseinandersetzung mit dem Rassismus der unsichtbaren Hand eines mehr oder weniger idealen Diskurses zu überlassen. Aber es ermuntert zumindest dazu, Argumente nicht vorschnell durch ein Verbot zu ersetzen.

## Aus den Augen, nicht aus dem Sinn

Was spricht dann noch für ein Verbot? Es säubert den öffentlichen Raum von rassistischen Äußerungen. Darin liegt aber zugleich seine größte Schwäche, und zwar aus zwei Gründen. Zum einen mag es zwar unser Gewissen beruhigen – schließlich zeigt es, dass etwas gegen den Rassismus getan wird und die Betroffenen Solidarität erfahren –, aber es beruhigt an der falschen Stelle. Denn indem der Staat rassistische Äußerungen aus der öffentlichen Wahrnehmung verbannt, dämpft er die Empörung in der Gesellschaft. Er zieht uns den Stachel aus dem Fleisch, der uns daran erinnert, dass Rassismus (ob in Frankreich oder in Deutschland) nach wie vor ein alltägliches Phänomen ist. Damit nimmt er der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Rassismus einen wichtigen Antrieb. Deshalb ist es für mich gerade nicht wünschenswert, im Hinblick auf Rassismus ein „ruhiges“ Gewissen zu haben.

Der zweite Grund: Durch ein Verbot verschwinden rassistische Haltungen zwar aus der öffentlichen Wahrnehmung – aber nicht aus den Köpfen. Ein Verbot sediert unser Gewissen also nur, weil es uns vorgaukelt, den Rassismus vertrieben zu haben. Es verstellt damit den Blick auf die wirklich verstörenden Fragen: Warum sind zehntausende Menschen, die meine Nachbarn sein könnten (und es vielleicht sogar sind), bereit, über 40 Euro zu bezahlen, um M'Bala M'Balas Show zu sehen? Warum lachen sie, wenn er den Zusammenhang zwischen einem heute lebenden Menschen und den Gaskammern herstellt? Warum feiern sie ihn (wie bei seinen jüngsten Auftritten im schweizerischen Nyon) mit [standing ovations](#)? Offensichtlich erzeugt M'Bala M'Bala bei seinen Zuschauern eine solche Resonanz, weil er offen ausspricht, was sie (zumindest unbewusst) empfinden, aber nicht öffentlich zu äußern wagen. Gegen ihre versteckten Ressentiments sind freilich nicht nur Verbote, sondern alle rechtlichen Mittel machtlos.

## Verwirklichung einer Utopie

Wie man ihnen beikommen kann, skizziert eine im juristischen Kontext bisher wenig beachtete Vorschrift, die gerade nicht auf ein rechtliches Instrumentarium, sondern auf pädagogische und soziale Maßnahmen setzt. Die Rede ist von Art. 7 des [UN-Übereinkommens gegen Rassendiskriminierung](#), der die Vertragsparteien u. a. dazu verpflichtet, in den Bereichen Erziehung, Bildung und Kultur wirksam Vorurteile zu bekämpfen, die zu Rassendiskriminierung führen. Man kann diese Vorschrift als Ausdruck idealistischen Gutmenschentums oder als bloße Vertragslyrik abtun. Damit wird man aber weder ihrem Wortlaut noch ihrem Sinn gerecht, denn sie erlegt den Vertragsparteien konkrete Verpflichtungen auf. Es lohnt sich daher, deren Reichweite systematisch und konsequent auszuloten und ihre Erfüllung einzufordern. Dass Letztere nicht nur viel Geld und Mühen kosten wird, sondern auch nur auf sehr lange Sicht spürbare Erfolge zeitigen kann, macht sie vielleicht nicht sonderlich attraktiv. Ein Grund zur Resignation ist das aber nicht. Denn zum einen ist die Aussicht, dass eines fernen Tages M'Bala M'Balas Geschwister im Geiste nicht mehr auf der Bühne stehen werden, weil einfach niemand mehr zu ihren Auftritten kommt, der beste Ansporn, um an der Verwirklichung dieser Utopie zu arbeiten. Und zum anderen müssen wir uns Sysiphos bekanntlich als glücklichen Menschen vorstellen.

